

am Ende ihres Buchs (S. 239). Allerdings zieht die bewusste Textimmanenz ihres Untersuchungsansatz – mit der Intention begründet, durch eine solche Fokussierung die Eigenständigkeit von Laurentius' Werk schärfer zu konturieren und dadurch „eindeutige Ergebnisse zu gewinnen und zu formulieren“ (S. 12) – den weitgehenden Verzicht auf historische und pragmatische Kontextualisierung nach sich. So könnte streckenweise der Eindruck entstehen, dass der dezidiert strukturalistisch-narratologische Ansatz die Verortung der inhaltlichen Aspekte sowohl in diachroner Hinsicht, nämlich innerhalb des Gattungszusammenhangs und darüber hinaus in der biblisch-theologischen Diskurstadtion insgesamt, als auch synchron, im Blick auf das zeitgenössische theologische und spirituelle Umfeld des 12. Jahrhunderts also, aus dem Blick zu verlieren droht. Das ist insofern zu bedauern, als die dadurch zu gewinnenden komparatistischen Perspektiven sehr wohl Möglichkeiten der Kontrastierung und somit die Chance zu einer schärferen Herausarbeitung der spezifischen Eigenarten des Hypognoticon geboten hätten, zumal in dessen Text selbst immer wieder ein bewusstes rekurrerendes und transformierende Anknüpfen an „Hypotexte“ (um bei Genette zu bleiben) erkennbar wird.

Das entsprechende intertextuelle Potential des Hypognoticons wird in D.s Arbeit immer wieder angedeutet, so zum Beispiel im Zusammenhang mit den hymnischen Versen über das Heilige Kreuz (VIII 195–224), wo sie Bezüge zu den Kreuzeshymnen von Venantius Fortunatus und speziell für die Verse 205–214 zur ps.-bernhardischen, wohl einem französischen Zeitgenossen des Laurentius zuzuschreibenden *Meditatio in passionem et resurrectionem domini* (etwas anachronistisch als theologische „Fachliteratur“ bezeichnet) aufzeigen kann (S. 179–190).

Der schöne Fund im Zusammenhang mit VIII 205–214 wäre noch zu pointieren durch den Hinweis auf den Schlüsselbegriff der *transitio*, mit dem Laurentius den theologischen Horizont dieser Stelle, nämlich den Rekurs auf das alttestamentliche Pessachmahl, eben das Mahl des befreienden „Vorübergangs“ (cf. Ex 12,11: *est enim phase id est transitus terrae*) und des Auszugs, gezielt verdeutlicht.

Die intertextuellen Bezüge ließen sich indes (nicht nur an dieser Stelle) noch erheblich stärker herausarbeiten. So könnte man etwa, um bei der eben angesprochenen Kreuzespreisung zu bleiben, im Zusammenhang mit der geradezu topischen Junktur *infernum spoliat* im zweiten Vers (VIII 196) ein ganzes Bündel von Bezügen beibringen: etwa Rupert

von Deutz gleich mit mehreren Stellen (u. a. CCCM 9, S. 556 u. PL 169, 928) oder Honorius Augustodunensis (*Gemma Animae* I 45, PL 172, 557), aber auch eine Reihe von Konkordanzan im Bereich der liturgischen Dichtung sowie einen so frühen Beleg wie den in den Konzilsakten von Ephesus zitierten dritten Brief Cyrills an Nestorius (*pro omnibus gustavit mortem et tertio die resurgens spoliavit infernum*). Um Missverständnisse zu vermeiden: Nicht der zettelkastenartige Nachweis literarischer Abhängigkeit soll anhand eines solchen Beispiels angemahnt werden, vielmehr die stärkere Einordnung des Hypognoticon als eines „religiösen“ Texts in eine genuin biblisch, liturgisch und theologisch geprägte Diskurstadtion.

D. hat solche Aspekte aus methodologischen Gründen offenbar bewusst in den Hintergrund treten lassen, scheint allerdings die Probleme, die sich aus der Trennung zwischen einer rein poetologischen Perspektive und einer historischen und pragmatischen Kontextualisierung ergeben könnten, durchaus wahrgenommen zu haben. Nach der hier vorgelegten narratologischen Analyse des Hypognoticon als eines literarischen Kunstwerks soll deshalb eine stärker rezeptionsorientierte Untersuchung folgen, die vermehrt auch heteronome Faktoren des Erzählens in den Blick nehmen wird, wie am Ende des Buchs (S. 239) angekündigt wird. Diesem Supplement darf man mit Spannung entgegen sehen, zumal D. aufgrund ihrer intimen Kenntnis des Werks und seines Autors dafür bestens gerüstet erscheint.

Freiburg

Felix Heinzer

Kruse, Britta-Juliane: *Witwen*. Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, 768 S., Berlin – New York de Gruyter, 2007, 978-3-11-018926-1.

Die von Britta-Juliane Kruse im Fach Germanistik an der Freien Universität Berlin vorgelegten Habilitationsschrift trägt einen selbstbewussten Untertitel, der auf ein Standardwerk hoffen lässt.

Kruse stellt eine beachtliche Anzahl von erbaulichen Schriften für Witwen vor, die in der Forschung bislang unberücksichtigt geblieben sind. Mit dem *Witwenbuch* des Erhart Groß und Felix Fabris Traktat „Von dem Regiment der andächtigen Witwen“ betrachtet Kruse zunächst Verhaltensregeln für Witwen aus der Zeit des Spätmittelalters. Daneben stehen Trostschriften und Gebetbücher aus der Zeit zwischen 1500 und 1720. Ferner stellt Kruse zahlreiche *Witwenspiegel* vor, die Einblicke in die Lebensumstände von Witwen ermöglichen, etwa ihr Verhalten in Haus und



Öffentlichkeit, gegenüber ihren Kindern und dem Gesinde. Hier werden auch Fragen nach Trauermode und Witwenkleidung beantwortet, Einblicke in Ernährung, Körperpflege, Sexualität, Berufstätigkeit, Stiftungspraxis und Armenfürsorge der Witwen gegeben sowie Möglichkeiten der Wiederheirat beleuchtet. Schließlich stellt Kruse Paul Jacob Marpergers Traktat „Abbildung einer betrübten und wieder getrösteten Witwe“ vor, worin Modelle sozialer Absicherung der Witwen erörtert werden.

An diese detaillierte Darstellung und Kommentierung der literarischen Texte schließt Kruse mehrere mikrohistorische Studien an. Hier stehen vor allem die Selbstzeugnisse der Nürnberger Patrizierinnen Katharina Behaim und Magdalena Paumgartner im Mittelpunkt. Kruse spürt der sozialen Situation beider Witwen anhand archivalischer Dokumente (Briefe und Urkunden aus Familienarchiven, Ratsersasse, Gerichtsbucheinträge, Stiftungen) nach und kann differenzierte Aussagen zu ihren beruflichen Perspektiven treffen. Die Autorin fasst zusammen, dass Witwen nicht selten als Lehrerinnen in der Mädchenbildung aktiv waren aber auch in Handel und Gewerbe arbeiteten. Daneben fungierten Witwen als Zubringerinnen (Dienstbotinnen des Nürnberger Rates) und Zuspringerinnen (Hilfen in bürgerlichen Haushalten) sowie als Stuhlwärterinnen oder Küsterinnen in den Kirchen, als „Kindermütter“, d. h. Pflegerinnen im Findel- und Waisenhaus, bei der Geburtshilfe und in der Gesundheitsfürsorge. Anhand weiterer Beispiele aus Lübeck zeigt Kruse, dass Witwen als Stifterinnen für andere Frauen ihres Standes eintraten: sie stifteten für Seelhäuser oder Bildungseinrichtungen für Witwen. Anhand von Bittschriften zeigt Kruse auch die Versorgungsmöglichkeiten armer Witwen in Nürnberger Spitälern und Klöstern auf.

Zahlreiche Abbildungen (zum Teil aus den untersuchten Trost- und Erbauungsschriften) lockern die Darstellung nicht nur auf, sondern geben als Bildquellen Aufschluss über Kleidung, Stand und Tätigkeiten von Witwen.

Britta-Juliane Kruse führt auf der Grundlage eines breiten Panoramas verschiedener Texte ein weitgefächertes Bild von Witwen in Mittelalter und Früher Neuzeit vor Augen. Dennoch weist die Arbeit auch einige schwache Seiten auf. Weder die Einleitung noch das als „Nachwort“ bezeichnete Schlusskapitel liefern das, was man von einer wissenschaftlichen Arbeit erwarten könnte: eine genaue Abgrenzung der Studie in Untersuchungsgegenstand, Zeitrahmen, Forschungsstand sowie eine konzise Zusammenfassung und fokussierte Darstellung der wichtigsten Ergebnisse. Unklar bleibt auch, nach welchen Kriterien die Quellentexte

ausgewählt wurden und warum Nürnberger und Lübecker Witwen im Zentrum der Mikrostudien stehen. Hier kann allenfalls eine überdurchschnittlich gute Überlieferung vermutet werden. Die Verhältnisse von Witwen in wohlhabenden, patrizisch organisierten und kaufmännisch ausgerichteten Reichsstädten jedoch als „Kulturgeschichte eines Standes“ zu verallgemeinern, scheint etwas zu weit gegriffen.

Besonderen Wert legt Kruse darauf, dass sie zahlreiche Witwenspiegel, Gebetbücher, Traktate und Predigten erstmals ins Licht der Öffentlichkeit gerückt hat. Dies ist ein großes Verdienst, das betont werden muss. Die Autorin weist jedoch mit unangenehmer Penetranz auf ihre Leistung hin (gehäuft S. 2–13, 646–650) und legt selbstbewusst nach: „Die repräsentativen, hier erstmals als Textgruppe behandelten, zwischen 1450 und 1500 im deutschen Frühhumanismus entstandenen normativen Schriften für Witwen dokumentieren das zunehmende Interesse der Zeitgenossen an dieser sozialen Zielgruppe. [...] Der Inhalt dieser neu in die Forschungsdiskussion eingeführten didaktischen Schriften wird zukünftig innerhalb der Diskussion über die ‚Querelle des femmes‘ Berücksichtigung finden müssen“ (S. 3).

Als Grund dafür, warum die vorgestellten Texte bislang in wissenschaftlichen Beiträgen nicht berücksichtigt worden seien, nennt Kruse „Lektürehemmnisse, die sich daraus ergeben, daß die Trostschriften, Gebetbücher und Witwenspiegel nur in alten Druckausgaben des 16. bis 18. Jahrhunderts greifbar sind. Mikrofilmkopien fehlen, und Bücher dieses Alters können auch nicht per Fernleihe verschickt werden, so daß Arbeitsaufenthalte in verschiedenen Bibliotheken die Entstehung dieses Buches erst möglich gemacht haben“ (S. 7). Hiermit spricht die Autorin Selbstverständlichkeiten wissenschaftlichen Arbeitens an, die keinerlei Erwähnung bedurft hätten, geschweige denn selbstlobend betont werden sollten.

Neben diesen inhaltlichen Schwächen weist die Arbeit auch einige formale Mängel auf. So geht aus der Kapiteleinteilung nicht hervor, in welcher inneren Abhängigkeit die einzelnen Abschnitte zueinander stehen. Die Kapitel sind in ihrem Umfang sehr unausgewogen. Im Inhaltsverzeichnis erscheinen mehrere als „Anhänge“ (S. 139, 301, 362, 520) bezeichnete Abschnitte, über deren Inhalt (Textauszüge aus verschiedenen Primärtexten und umfangreiche Tabellen) erst auf den angegebenen Seiten informiert wird. Unpraktisch für ein wissenschaftliches Werk ist auch, dass die Anmerkungen am Ende des Kapitels stehen; dies mag jedoch den Vorgaben des Verlags geschuldet sein.



Das Register, das ein reines Namensverzeichnis ist, scheint in einigen Einträgen nicht wirklich durchdacht. So finden sich etwa folgende Einträge: „Anna (eine Dienstmagd)“; „Anna (eine Küchenmagd)“; „Anna (eine Römerin)“; „Anna (eine Witwe)“. Ein Sachregister hätte diesem Buch mehr gedient als die Auflistung dieser nicht näher bekannten Frauen, die niemand im Personenregister vermutet, geschweige denn sucht.

Obwohl die von Britta-Juliane Kruse vorgelegte Arbeit den klingenden Titeln von „interdisziplinärer Untersuchung“ (Klappentext) und „Kulturgeschichte“ nicht in allen Teilen gerecht wird, stellt sie doch einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Witwenstandes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit dar. Sie ist eine aktuelle Ergänzung zu der von der Historikerin und Volkskundlerin Gesa Inghendahl vorgelegten sozial- und kulturgeschichtlichen Studie: *Witwen in der Frühen Neuzeit. Eine kulturhistorische Studie* (Geschichte und Geschlechter Bd. 54). Frankfurt/Main 2006.

Heidelberg

Sabine Arend

Riedl, Matthias: *Joachim von Fiore. Denker der vollendeten Menschheit* (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Reihe Philosophie 361), Würzburg, Verlag Königshausen & Neumann 2004, 395 S., ISBN 3-8260-2697-7.

Joachim von Fiore (ca. 1135–1202) ist einer der wenig untersuchten Denker des Mittelalters, der vermutlich einen großen Einfluss auf das spätere Denken in Theologie und Geschichtstheologie bekommen hat und viel Einfluss auf andere Denker ausübte. Die Edition seiner Schriften für eine Joachim-von-Fiore-Gesamtausgabe, die im Gange ist, werden seine Schriften künftig viel leichter lesbar und diskutierbar sein lassen.

Die Doktorarbeit von Matthias Riedl versucht im jetzigen Wissensstand einen grundlegenden Blick auf Joachim von Fiore zu werfen, vor allem auf sein politisches Denken, das seiner theologischen Sichtweise nahe steht. Die Arbeit bringt so einen wichtigen Aspekt seines Denkens wieder neu ins Bewusstsein und versucht einige eigene Deutungen dafür zu geben.

In der Einleitung (9–16) wird auf wichtige Arbeiten über Joachims Denken verwiesen, die einander in vielen Bereichen widersprechen. So werden etwa die Arbeiten von Alois Dempf, Eugen Rosenstock-Huessy, Karl Löwith, Norman Cohn und Eric Voegelin genannt und kurz referiert. Riedl erkennt, dass vor allem die joachitischen Umformungen der Lehren Joachims (13) eine geschichtlich wichtige Bedeu-

tung für die Weitergabe der Grundgedanken Joachims bekommen haben. Joachims zentrale Idee sei „die Idee des Fortschritts im Sinne einer geschichtlichen Vollendung der Menschheit“ (13/14) gewesen.

So werden im ersten Kapitel „Die Grundlagen“ (17–103) die Bedeutung der apokalyptischen Sicht Joachims aufgezeigt, die ein eigener, grundlegender Blickwinkel auf die Wirklichkeit ist. Anhand von Paulus Sicht der Kirche, die ansatzweise eine Heilsordnung zu verwirklichen beginne, die sich erst in der Zukunft ganz umsetzen ließe, beginnt Riedl das Mönchtum zu betrachten. Dabei ist ihm besonders Origenes' (61–76) Sichtweise wichtig, die auf Joachim von Fiore Sicht einen starken Einfluss gehabt hätte, auch wenn dieser sich dessen nicht bewusst gewesen sei (68). Ebenso verweist Riedl auch auf Antonius und dessen Lehre von der Anachoresis, dem Auszug aus der Gesellschaft, den die frühen Eremiten und Mönche vollzogen (77–91) und auf Pachomius (91–103), der aus einer Gruppe von Einsiedlern das erste christliche Kloster gegründet hat. Damit sind einige grundlegende Elemente angesprochen, die der Mönch Joachim teilweise sicherlich sehr gut gekannt hat.

Das zweite Kapitel widmet sich der „Geschichtsdeutung und Politikberatung“ (104–204). Dabei beginnt auf Seite 119 die fundierte Auseinandersetzung mit Joachim von Fiore selber. Um Joachim zu Wort kommen zu lassen, zitiert Riedl Joachims Text „Genealogia“ in deutscher Übersetzung (123–126). Neben der apokalyptischen Dimension spricht Joachim darin auch von der Legitimität des päpstlichen Führungsanspruches. Joachims Deutungen sind nicht leicht verständlich, werden in der Arbeit Riedls aber breit entfaltet. Ebenso wird im Folgenden auf das Werk „De prophetia ignota“ eingegangen, auf das sich verbreitende Verständnis des Antichrist und auf die Schrift „Intelligentia super calathis“, in der über damals aktuelle politische Fragen und Fragen der Prophetie gesprochen wird. Diesen kleineren und wenig bekannten Schriften Joachims gibt Riedl eine große Bedeutung für das Verständnis seines Denkens und entdeckt, dass Joachim nicht einfach ein zurückgezogener Mönch war, sondern ein die aktuelle Politik kennender Schriftsteller, der aus dem Glauben heraus politische Reformvorschläge machte. „Joachim von Fiore war weder ein Revolutionär noch ein Utopist, sondern ein Reformier.“ (204)

Im dritten Kapitel „Dimensionen der Erfahrung“ (205–252) bezieht Riedl das bekannte Werk „Psalterium decem chordarum“ in seine Überlegungen ein. Dabei betont er den von der zisterziensischen Spiritualität beeinflussten Blick Joachims auf Jesus Christus, der sich in